

Ein bißchen provozierend hört es sich ja doch an, wenn Stephan Berg mit seinem Team am Bonner Kunstmuseum den Kanon „Der Westen leuchtet“ anstimmt. Nicht daß der zufriedene Helligkeitsbefund behaupten wollte, der Westen leuchte heller, aber daß er hell genug leuchtet, um ganz ohne Leuchthilfe aus anderen Himmelsrichtungen auszukommen, das ist schon gemeint. Jedenfalls ist es seit der legendären „Westkunst“-Ausstellung des Jahres 1981 wohl die erste ambitionierte Kunstversammlung, die auf der verwischten Weltkunstlandkarte wieder regionale Grenzen einträgt.

Im Aufgebot sind nur Künstler aus Nordrhein-Westfalen, aus dem Rheinland, aus dem Magnetfeld der ungemein produktiven und für den Nachwuchs immer wieder attraktiven Düsseldorfer Akademie. Lokalpatriotische Arroganz sollte man in der Beschränkung des Sehfeldes so wenig vermuten wie Ranküne gegen die Kunstmetropole Berlin. Daß der Westen leuchtet und wie er leuchtet, erzählt Jürgen Harten in seinem kenntnisreichen Katalogessay ganz ohne Stolz in der Stimme. Man hat es nur über allem Phantasma der globalisierten Dinge vergessen, daß sich die großen Feuer in der Kunst immer an lokalen Brennpunkten entzündet haben. Und es ist nützlich, sich wieder einmal in Erinnerung zu rufen, daß es die hoch verdichtete Szene an Rhein und Ruhr gewesen ist, von der zumindest seit den späten fünfziger Jahren entscheidende, oft die entscheidenden Impulse für die deutsche und internationale Gegenwartskunst ausgegangen sind.

Die Ausstellung greift nicht so weit. Sie tritt auch keinen Beweis an. Sie illustriert überzeugend. Doch als Leistungsschau ist sie nicht konzipiert. Sie hat genau besehen überhaupt kein Konzept. Und im Bonner Kuratorenteam hatte auch keiner die Führungsrolle. Gemeinsam und zugleich jeder für sich besann man sich auf die Mannschaft, die man einladen wollte. Und so ist die Aufstellung: Von den Bechers und den Blumes über Tony Cragg, Isa Genzken, Andreas Gursky, Georg Herold, Jürgen Klauke, Marcel Odenbach, Albert Oehlen, Ulrich Rückriem, Thomas Schütte, Katharina Sieverding, Rosemarie Trockel bis zu Timm Ulrichs sind lauter Renommierkünstler mit Landesprägung dabei. Man könnte sich schon noch den einen oder anderen Ersatzspieler vorstellen - Reinhard Mucha? Katharina Fritsch? Thomas Ruff? Markus Lüpertz? Aber da weder Übersicht noch Vollzähligkeit angestrebt war, ist auch die Selektion nicht weiter zu begründen. Es gebe keine These, sagt Stephan Berg, kein Programm. Es gab nur die glückliche Idee, die Vierzehn aus der Star-Generation mit dem Mandat zu betrauen, das Feld mit „zentralen Positionen der jungen Nachwuchskunst“ zu verdoppeln. Jeder bestimmte seinen Kandidaten - zumeist aus dem akademischen Umfeld. Und alle 28 -

Meister und Fast-Meister und Noch-nicht-Meister - haben ihr eigenes Kabinett, ihren eigenen Saal. So flanieren man im sammlungsentleerten Kunstmuseum von Bühne zu Bühne, verweilt in Räumen bei ganzen Werkgruppen und fühlt sich - anders als bei Gruppenauftritten sonst - hier glücklich von der Last befreit, ein inszeniertes Gemisch nach Auffälligem und weniger Auffälligem sortieren zu sollen.

Daß nicht jeder Auftritt gleich eindrücklich geraten ist, ist dazu kein Widerspruch. Die Trefferquote ist hoch genug, um die Ausstellung als anregenden Parcours zu erleben. Faszinierend und befremdlich in einem, die aus Tropenhölzern feinst geschreinerten Möbelskulpturen, mit denen Thomas Schütte ein seltsam wirklich unwirkliches Zimmer einrichtet. Oder Gereon Krebber, der mit seinem bekennenden Hang zu „unangenehmen“ Materialien - Rinderschländen, verbranntem Bauholz - eine Skulpturenlandschaft baut, in der man sich fühlt wie nach dem Durchritt der apokalyptischen Reiter. Isa Genzken, die letzthin so robust aufgetreten ist, hat hier ein Ensemble verletzlicher Skulpturen und Wandstücke aus Folien und Tüchern, Fund- und Sammelstücken auf eine luftig leichte, tänzerische Weise zusammengefügt, daß man meinen könnte, die Teile seien einem geheimen Sog erlegen und hätten ohne viel Zutun zueinander gefunden. Eine Entdeckung das stille Werk der Erinna König, deren verrätselte Skulpturen die Anspielungen, die sie machen, und die Zeichen, die in ihnen versteckt sind, immer knapp vor der Eindeutigkeit wieder zurücknehmen. Das ist sehr virtuos und verdiente durchaus, einmal ausführlicher gezeigt zu werden. Andreas Gursky ist mit vier seiner monumentalen „Ocean“-Fotobildern vertreten, auf denen die spektakulären Satellitenaufnahmen eine solche ikonische Wucht bekommen, daß man sich vor ihnen so menschenklein vorkommt wie der Papst, als er Michelangelo auf dem Malgerüst in der Capella Sistina besucht hat. Und klein, aber angenehm unterhalten, fühlt man sich auch vor Georg Herolds Riesenschnösel mit dem lässigen Namen „adieu homme“. Der lehnt im XXL-Anzug so schlaksig an der Wand und biegt sein Dachlattenskelett so elegant, daß er das Zeug zum Wahrzeichen hat.

Höhepunkte einer Ausstellung, die weder Themen- noch Gruppenschau ist, die keinen Gattungsnamen, dafür ein markantes Profil hat. Daß sie auf den steilen Überbau verzichtet, macht ihre akkurate Architektur nur umso solider. Wenn man vergleicht, wie die Kunst, die zur Berlin Biennale aufgeboten worden ist, unter ihrem Konzept ächzt, weiß man die Freiheit zu schätzen, die im leuchtenden Westen herrscht.